

Sonderdruck aus

Die Kunst des Vernetzens

Festschrift
für Wolfgang Hempel

Herausgegeben von
Botho Brachmann, Helmut Knüppel,
Joachim-Felix Leonhard und
Julius H. Schoeps



Verlag für Berlin-Brandenburg

Schriftenreihe des Wilhelm-Fraenger-Instituts Potsdam

Herausgegeben von Prof. e.h. Wolfgang Hempel
Prof. Dr. Helmut Knüppel
Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Band 9

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 3-86650-344-X

Die Entscheidung darüber, ob die alte oder neue deutsche Rechtschreibung Anwendung findet, blieb den Autoren überlassen, die auch selbst für Inhalt, Literaturangaben und Quellenzitate verantwortlich zeichnen.

Umschlaggestaltung: Christine Petzak, Berlin
Redaktion und Satz: Dieter Hebig, www.dieter-hebig.de
Druck: Druckhaus NOMOS, Sinzheim

Titelfoto: Burg Ludwigstein, Innenhof

1. Auflage 2006
© Verlag für Berlin-Brandenburg GmbH,
Stresemannstraße 30, 10963 Berlin.
www.verlagberlinbrandenburg.de

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Gegen „eingetrichterte Demut“, „Menschenabrichterei“ und männliche „Fiebersümpfe“

Debatten um das Männerbild vor hundert Jahren

Von Jürgen Reulecke

Ende Oktober 1906, also vor hundert Jahren, saß Ludwig Gurlitt (1855–1931), Altphilologe am Steglitzer Gymnasium und einer der geistigen Väter des „Wandervogel“, streitbarer Pädagoge und engagierter Kritiker des damaligen Schulsystems, an seinem Schreibtisch und war gerade dabei, ein Manuskript mit dem Titel „Erziehung zur Mannhaftigkeit“ abzuschließen, als ihn eine Nachricht erreichte, die ihn höchst amüsierte. Daraufhin entschloss er sich, seinem Text ein Nachwort beizufügen, das er mit dem Satz beginnen ließ: „Ich kann mit hellem Lachen schließen.“¹

Was war geschehen? In den damaligen Zeitungen war über die genauen Umstände eines Ereignisses berichtet worden, das sich wenige Tage zuvor in Köpenick bei Berlin abgespielt hatte. Durch eine Tragikomödie von Carl Zuckmayer, die fünfundzwanzig Jahre später, also vor 75 Jahren uraufgeführt und später insgesamt dreimal, zuletzt 1997, verfilmt worden ist, wurde dieses Ereignis der Vergessenheit entrissen und ist deshalb auch uns noch gut bekannt: Ein gewisser Wilhelm Vogt (1849–1922), Schuster-geselle, zweimal wegen Betrügereien vorbestraft und aus Berlin ausgewiesen, hatte sich am 16. Oktober 1906 – als Hauptmann verkleidet – eine Abteilung von Soldaten unterstellt, die unter seinem Befehl das Köpenicker Rathaus besetzte und den Bürgermeister verhaftete. Vogt beschlagnahmte zudem die Stadtkasse und setzte sich dann mit rund 3.500 Mark ab. Zehn Tage später wurde er verhaftet und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, doch da ihn einige Zeit später Wilhelm II. begnadigte, kam er bereits im August 1908 wieder frei. Er ging nach Luxemburg, arbeitete dort als Schuster und Kellner und trat auch zeitweise als „Hauptmann von Köpenick“ in Kabarets und im Zirkus Sarrasani auf, ehe er 1922, völlig verarmt, in Luxemburg starb.²

¹ Gurlitt, Ludwig: Erziehung zur Mannhaftigkeit, Berlin 1906, S. 243.

² S. zu dieser Geschichte Löschburg, Winfried: Ohne Glanz und Gloria. Die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick, Frankfurt/Berlin 1998.

Warum meinte Gurlitt, im Herbst 1906 seinem Manuskript noch ein Nachwort anhängen zu sollen, in dem von „hellem Lachen“ angesichts der „Köpenickiade“ Wilhelm Vogts die Rede ist? Zwar lachte damals ganz Deutschland darüber, aber Gurlitt hatte einen besonderen Grund: Für ihn war die Köpenicker Tragikomödie ein Musterbeispiel für die Folgen, die sich aus jener „Menschenabrichterei“ und quasimilitärischen Dressur ergaben, die aus seiner Sicht das Klima im Wilhelminischen Deutschland, nicht zuletzt das gesamte Erziehungswesen bestimmten: „Die Schutzleute stehen auf Befehl des schmierigen Hauptmanns selbst Schmiere, und der Soldat erstarrt vor der heiligen Uniform in ‚eingetrichterter Demut‘“. Das Ereignis sei, so Gurlitt, ein „trauriger Triumph preußisch-militärischer Abrichtungskunst“, ein „Triumph der ‚geistigen Hosennaht‘“.³ Man wird also deshalb Gurlitts „helles“ Lachen eher wohl als ein höhnisch-bitteres, also als ein „sardonisches“ Lachen interpretieren müssen. Und so ruft er denn auch abschließend anklagend aus: „Du hast es so gewollt, Erziehung zur Subalternität, Geist der Dressur!“ und fordert eine „Erziehung zur Mannhaftigkeit“, bei der das freie Individuum im Mittelpunkt stehen sollte und nicht die Erzwingung blinden Gehorsams mit Hilfe brutaler Erziehungsmethoden, bei denen die Prügelstrafe an erster Stelle stand: „Sonst wird unser ernstes Leben schließlich zum Possenspiel.“ Die zunehmende Zahl von Schülerelbstmorden war für ihn ein bedrückender Beleg dafür, wie sehr der damalige Schulbetrieb bei vielen Schülern zu „Verzweiflung und Lebensüberdruß“ geführt hatte.⁴

„Männer setzen Knaben voraus“, lautet Gurlitts Ausgangsmotto; nur durch eine freie Knabenerziehung sah er die Voraussetzung gegeben, dass in Zukunft „neue und ganze Männer“ die Geschicke des Deutschen Reiches bestimmen würden und nicht „servile Lakaien mit Untertanendemut und hässlichem Strebergeist“.⁵ Der üblichen „verdammten Pflicht und Schuldigkeit“ als gängigem Erziehungsprinzip setzte er deshalb als Forderung entgegen, dass „Pflicht den Kindern nicht automatisch aufgezwun-

³ Ebd., S. 244. Zum Begriff der „geistigen Hosennaht“ s. auch den Beitrag von Reulecke, Jürgen /Stambolis, Barbara: Kindheit und Jugendzeit im Zweiten Weltkrieg: Erfahrungen und Normen der Elterngeneration und ihre Weitergabe (im Druck in einem von Hartmut Radebold u.a. hrsg. Sammelband).

⁴ So bereits in der Schrift von Gurlitt aus dem Jahre 1902: *Der Deutsche und sein Vaterland. Pädagogisch-politische Betrachtungen eines Modernen*, Berlin 1902, S. 98, sowie in Gurlitt, Ludwig: *Der Deutsche und seine Schule*, Berlin 1905, S. 233. 1908 widmete Gurlitt diesem Problem dann eine eigene Schrift: *Schülerelbstmorde*, Berlin o.J. S. dazu Schiller, Joachim: *Schülerelbstmorde in Preußen. Spiegelungen des Schulsystems?* Frankfurt/Main u.a. 1992, bes. S. 114ff.

⁵ So Gurlitt in einer autobiographischen Skizze rückblickend aus dem Jahre 1927 in Hahn, Erich (Hrsg.): *Die Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1927, S. 55

gen, sondern ihren persönlichen Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Kräften angepasst werde.“⁶ Also zog er wortgewaltig gegen den „endlosen Schuldrill“ seiner Zeit zu Felde, gegen alle Formen brutaler Vergewaltigung in einer Schule, die er für eine „Entmannungsanstalt“ hielt, gegen eine autoritäre Erziehung zu „feiger Unterwürfigkeit und erlogener Demut“, die auch von vielen Vätern im Elternhaus praktiziert wurde – kein Wunder, dass er kurze Zeit später, 1907, in den vorzeitigen Ruhestand versetzt wurde!

Gurlitts engagierten Stellungnahmen zur „Mannhaftigkeit“ und zur Knabenerziehung gehören in eine seit der Jahrhundertwende immer vehementer geführte, recht heterogene Debatte über das Männerbild in jener mentalen Umbruchsituation, in die die deutsche Gesellschaft im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg immer mehr hineingeraten war. Insbesondere waren es Mitglieder der in den späten 1870er und in den 1880er Jahren geborenen Altersgruppe, die sich nun mit ihrer Vätergeneration, den sogenannten „Wilhelminern“, auseinander zu setzen begannen. Diese Wilhelminer, geboren von ca. 1855 bis 1864 und benannt nach dem 1859 geborenen Wilhelm II., hatten die Begeisterung über die Reichsgründung 1871 als Heranwachsende erlebt, fühlten sich zum Teil gegenüber ihren erfolgreichen Vätern als Epigonen und besaßen oft Persönlichkeitsmerkmale, die rückblickend als Autoritätsfixiertheit, Harmoniestreben in den Formen einerseits von Anpassung an das „Eigene“, andererseits von Ausgrenzung des Andersartigen und vor allem als eine spezifische, von „Angriff und Panzerung“ bestimmte Aggressivität charakterisiert worden sind.⁷ Wortführer der nächstfolgenden Söhngeneration warfen ihnen nun mit zunehmender Schärfe Starrheit, Machtanmaßung, autoritäres Gehabe und kulturelle Engstirnigkeit vor, wobei insbesondere mit seiner 1904 erschienenen Streitschrift über „verirrte Deutsche“ der damals 28jährige Arthur Moeller van den Bruck (1876–1925) Kernargumente lieferte, als er schrieb, seine Generation habe sich bisher „ein Zeitalter wilhelminischer Laienhaftigkeit“ gefallen lassen, jetzt aber gelte es, einen „Blutwechsel“ in der Nation herbeizuführen, „eine Empörung der Söhne gegen die Väter, die Ersetzung des Alters durch die Jugend.“⁸

⁶ Gurlitt, *Mannhaftigkeit*, S. 194.

⁷ S. dazu Doerry, *Matrin: Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs*, Weinheim/München 1986.

⁸ Moeller van den Bruck, Arthur: *Die Deutschen*, Bd. 1: *Verirrte Deutsche*, Minden 1904, S. 142; hierzu ausführlich Stambolis, Barbara: *Mythos Jugend – Leitbild und Krisensymptom. Ein Aspekt der politischen Kultur im 20. Jahrhundert*, Schwalbach/Ts. 2003, S. 22f.

Seit 1900 erschien nun innerhalb kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl von Publikationen, und es gab eine Reihe von Kontroversen, die alle um das Männlichkeitsideal einerseits, „die deutschen Männer und ihre Feinde“⁹ andererseits kreisten. Bisher war mit der Typisierung „Hausherr“ oder „Hausvater“ das Wesen des erwachsenen Mannes am umfassendsten charakterisiert und auf den Punkt gebracht worden: Als solcher stehe der Mann – so hieß es damals in einem weitverbreiteten „Ratgeber für den Guten Ton“ – fest wie eine Eiche auf seinem Platz, und „breche lieber über die Welt den Hals, als er von ihr den auf richtige Überzeugung gewurzelten Kopf sich brechen ließe.“¹⁰ Stolzter Sinn solle ihn auszeichnen, und er habe die Welt wahrzunehmen und zu beherrschen, ohne sich nach ihr ummodellern zu lassen. In diesem Sinn habe er auch die absolute Richtschnur für das „Leben und Wesen“ seines Hauses, besonders seiner Kinder zu liefern. Besonders in der Zeit der „Flegeljahre“, in denen die Knaben manchmal „unbescheiden und rücksichtslos“ seien, müsse der Vater „mit Strenge, mit seiner ganzen Autorität eingreifen.“¹¹

Eine ganz andere, fast schon als revolutionär zu bezeichnende Rolle des Mannes als die des „Hausvaters“ hat 1902 ein viel beachtetes Buch – man kann es geradezu als Startsignal für ein neues Männlichkeitsideal bezeichnen – zur Diskussion gestellt: die umfangreiche ethnologische Studie von Heinrich Schurtz „Altersklassen und Männerbünde“.¹² Der Autor (1863–1903), Volkskundler am Bremer Übersee-Museum, glaubte aufgrund ausgreifender Studien einfacher Völker aus den vielfältigen Erscheinungsformen von Männerbünden weltweit ablesen zu können, dass die entscheidenden historisch wirksamen Bewegungskräfte den männlichen „sympathischen Vereinigungen“, also den Männerbünden entstammten: Aus ihnen gingen die wichtigsten Grundformen des öffentlichen Lebens bis hin zur Staatsbildung hervor. Die „Liebe zum Weibe“, die Ehe und die Rolle des Mannes als Familienvater seien nur Episode. Dem innersten Wesen des Mannes entspreche sehr viel mehr das männerbündische Miteinander. Schurtz wörtlich: „Hier liegt ein tiefer, kaum überbrückbarer Gegensatz

⁹ S. dazu Sombart, Nicolaus: Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos, München/Wien 1991.

¹⁰ Albrecht, Franz: Der Ratgeber für den Guten Ton in jeder Lebenslage, Berlin o.J. (ca. 1910), S. 27f.

¹¹ Ebd. S. 82.

¹² Schurtz, Heinrich: Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft, Berlin 1902; s. zum Folgenden Reulecke, Jürgen: Das Jahr 1902 und die Ursprünge der Männerbundideologie in Deutschland, in: Ders.: „Ich möchte einer werden so wie die...“. Männerbünde im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 2001, S. 35–46.

zwischen Mann und Weib, der sich in tragischen Konflikten äußern kann, aber auch das Treiben des Alltags durchzieht und in Deutschland vorwiegend in dem ewigen Zwiespalt zwischen Stammtisch und Familienleben auftritt, um im Kampf um den Hausschlüssel den Gipfel kleinlicher Komik zu erreichen.¹³ Die kurz nach dem Erscheinen des Schurtz'schen Buches in großer Zahl erscheinenden, im wesentlichen positiven Rezensionen zeigen, dass seine Thesen auf die Zeitgenossen geradezu faszinierend gewirkt haben. Ihre Wirkung lässt sich noch bis in die männerbündischen Prinzipien der NS-Formationen und der NS-Pädagogik nachweisen. Ein Schüler Gurlitts aus dem Steglitzer Gymnasium, Hans Blüher (1888–1955), war es übrigens, der als 29-jähriger im Jahre 1917 in seinem Buch „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“¹⁴ Kernthesen von Heinrich Schurtz erneut aufgriff, sie zuspitzte und ihnen damit eine neue Aktualität verschaffen sollte – dies nicht zuletzt deshalb, weil kurze Zeit später der streitbare Soziologe Johann Plenge (1874–1963) in einem „Antiblüher“ Blühers Vorstellungen vom Männerbund als Propagierung eines „Affenbundes von Onanisten und Päderasten“ bezeichnete, die ein „sittlich gesundes Volk“ zu vergiften drohten.¹⁵

Doch zurück zu den Debatten im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts: Fast parallel zum Buch von Heinrich Schurtz erschien 1904 eine umfangreiche Studie des Naturwissenschaftlers und Soziologen Benedict Friedlaender (1866–1908), der ebenfalls auf weltweiten Studienreisen nach den Formen und Motiven männlicher Gesellung geforscht und dabei u.a. eine deutliche Unterscheidung zwischen der Freundesliebe in „Freundschaftsbündnissen“ und der Liebe des Mannes in der Ehe zu seiner Ehefrau zu finden geglaubt hatte: „Wie weit darf die Intimität mit Freunden gehen? Ist nicht notwendigerweise auf intellektuellem Gebiet die Intimität mit Freunden immer größer als diejenige mit der Frau?“ fragte er beispielsweise¹⁶ und landete bei einer massiven Kritik an der Ehemoral und ehelichen Alltagspraxis seiner Zeit, die er tendenziell als eine „Art Galeerenklaverei auf Lebenszeit“ bezeichnete, weil sie letztlich dazu führe, dass

¹³ Schurtz, S. 21.

¹⁴ Blüher, Hans: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft, Jena 1917 (Nachdruck Stuttgart 1962).

¹⁵ Plenge, Johann: Antiblüher. Affenbund oder Männerbund? Ein Brief, Hartenstein 1920, S. 3.

¹⁶ Friedlaender, Benedict: Renaissance des Eros Uranios. Die physiologische Freundschaft, ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Gesellungsfreiheit in naturwissenschaftlicher, naturrechtlicher, kulturgeschichtlicher und sittenkritischer Beleuchtung, Schmargendorf-Berlin 1904, Zitate S. 266.

der ohne intime Freunde lebende Ehemann schließlich „denaturiert“ werde: Er existiere dann nur noch wie jene „vergrämten, konventionell verkümmerten und würdevoll resignierten Käfigvögel und Ehekrüppel, deren Gesellschaft obendrein nur in der Gegenwart und unter Aufsicht der eigenen oder fremder weiblicher Hälften genossen werden darf.“ Friedlaender war einflussreiches Mitglied des 1897 insbesondere von Magnus Hirschfeld (1868–1935) gegründeten homoerotischen Zirkels „Wissenschaftlich-humanitäres Komitee“ (WhK), das er mit erheblichen Geldsummen unterstützte. 1905 veröffentlichte er in der damals wohl erfolgreichsten Wochenzeitschrift, der von dem Journalisten Maximilian Harden (1861–1927) herausgegebenen „Die Zukunft“, einen Disput mit dem Arzt und damals führenden Sexualwissenschaftler Albert Moll (1862–1939), in dem er – ausgehend von seiner Theorie der naturgegebenen „physiologischen Freundschaft“ – für die Abschaffung des § 175 eintrat, während Moll Homosexualität für eine zu behandelnde Krankheit hielt, die durch Verführung weitergegeben werde, weshalb er vor allem für einen wirksamen Schutz der männlichen Jugend eintrat.¹⁷

Der Hinweis auf die Zeitschrift „Die Zukunft“ von Maximilian Harden ist an dieser Stelle deshalb wichtig, weil kurze Zeit nach dem Friedlaender-Moll-Disput Maximilian Harden darin engste Freunde Wilhelms II. aus dessen „Liebenberger Tafelrunde“ der Homosexualität bezichtigte und damit einen der größten Skandale des späten Kaiserreichs provozierte. Dabei ging es Harden nicht in erster Linie um die Sittlichkeit als solche, sondern um die Abwehr von Unheil sowohl vom Kaiser als auch von der Nation als ganzer.¹⁸ „Wir treiben im Deutschen Reich eine viel zu süßliche und weichliche Politik“, schrieb er und begründete seine Klage damit, dass „kränkliche Männer aller Sorten sich um die Person des Monarchen“ scharten; um den „deutschen Kaiser aber soll(t)en und müss(t)en ganze Männer sein!“ Nur sie seien fähig und nicht die „unmännlichen, weichlich-weibischen Berater“, die großen Aufgaben zu meistern, vor denen das Deutsche Reich stehe. Es kam zu Verleumdungs- und Beleidigungsprozessen vor allem zwischen Harden und Philipp von Eulenburg (1847–1921) einerseits, Harden und Kuno von Moltke (1847–1923) andererseits, in denen – vom Problem der Homosexualität ausgehend (wo bei auch Magnus Hirschfeld als Gutachter herangezogen wurde) – das

¹⁷ S. hierzu „Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung“. Eine Ausstellung des Schwulen Museums und der Akademie der Künste, Berlin 1997, bes. S. 32 und S. 44f.

¹⁸ Die folgenden Zitate stammen aus der „Zukunft“, hier zitiert nach Sombart, Die deutschen Männer und ihre Feinde, bes. S. 40.

gesamte Spektrum der männlichen Charakteristika für das Wirken in der Öffentlichkeit und für die Nation debattiert wurde, so z.B. als es um die Behauptung ging, dass von Moltke im „Notfall das Schwert“ nicht zu ziehen bereit sei, er also – so Harden – zu jenen „effeminierten Männern“ gehörte, mit denen man keinen Krieg führen könne, weil sie die Realitäten nicht sähen und nicht zu harten Entscheidungen, wie sie richtige Männer fällen können müssten, in der Lage seien. Zwar wurden die Prozesse nicht wirklich abgeschlossen, aber nachdem Wilhelm II. die beiden Freunde fallengelassen hatte, schrieb Harden am 20. Juli 1908 in der „Zukunft“ triumphierend: „Ein Zauberring wird gesprengt. Die süßen Zirper und Geisterseher kehren so bald nicht zurück ... Der Kaiser ist frei und hat, nach nützlicher Enttäuschung vom Glauben an romantische Politik, noch ein Leben vor sich.“¹⁹

Zwei weitere Beispiele für die um 1906 in großer Zahl den Mann und die Probleme der Männlichkeit entdeckenden Stellungnahmen seien noch kurz vorgestellt, wobei nun auch eine Frau zu Wort kommen soll. Im Jahre 1906 ließ die Charlottenburger „Privatgelehrte“ Minna Kube, zugleich Direktorin des bei Glienicke in der Mark liegenden Erholungsheimes „Märkischer Jungborn“, einen Text von sich drucken, in der es um den gesunden Mann ging. Vor allem die Gefahren, die dem jungen Mann in der Zeit seiner geschlechtlichen Reifung drohten, und die Verirrungen des Geschlechtslebens (Stichwort: „Fiebersumpf“) waren es, die sie zu ihrer aufklärenden Broschüre veranlasst hatten, denn – so Kube – über diese Probleme wüssten die jungen Menschen „nichts, gar nichts!“²⁰ Die Verfasserin beginnt ihre Ausführungen mit einer Anprangerung des die Herzen der Knaben früh vergiftenden Lasters der Onanie: Sie galt es ihrer Meinung nach wegen der von ihr ausgehenden „entsetzlichen ... Verheerungen und Entartungen“ radikal auszurotten. Dabei warb sie nachdrücklich um „pädagogisch-ethisch begabte“ Lehrer als Mitstreiter, denn „die Brutstätte dieses Lasters (sei) besonders auch die Schule!“²¹ Der männlichen Impotenz, der Keuschheit vor der Ehe, besonders aber den „venerischen Krankheiten“ (Tripper, Schanke, Syphilis) widmete sie anschließend ausführliche Kapitel, die sie mit abschreckenden Abbildungen garnierte. Als

¹⁹ Ebd., S. 47.

²⁰ Kube, Minna: Fiebersumpf. Ein medicinischer Rathgeber für Männer. Abhandlungen mit 34 Abbildungen, erste und zweite Auflage Berlin-Charlottenburg 1906 (hier zit. nach der Faksimileausgabe Berlin 1985).

²¹ Ebd., S. 11.

Heilmittel besonders für die Geschlechtskrankheiten empfahl sie dann Naturheilmethoden wie vegetarische Speisen, Schwitzprozeduren, Sonnenbäder u.ä. Ihr Buch lässt sie dann mit einem Kapitel über die Prostitution enden, die als alleinige Schuld der Männer gedeutet wird: Fast jeder zweite Mann habe von jungen Jahren an Prostitutionserfahrungen, und die Verfasserin kommt dann, von ihrer Klage über diesen speziellen „Fiebersumpf“ ausgehend, zu folgendem Finale: „Kaum dass der Jüngling geschlechtsreif ist, kommt ein ‚guter Freund‘ und raunt ihm ins Ohr: ‚Gehe zur Dirne, das macht *jeder* Mann, weil es schön und zur Gesundheit eines geschlechtsreifen Menschen notwendig ist!‘ O welch Elend, wie viele Tränen und total verpfuschte Lebensexistenzen hat diese *elende* Weisheit nicht schon auf dem Gewissen! Wann werden unsere Männer soweit sein, dass sie über ihre eigenen Körperfunktionen und natürlichen Bestimmungen etwas edler und feiner fühlen und denken?“²²

Weniger drastisch als Kubes Philippika über die männlichen Fiebersümpfe geht Hans Wegener in seinem ebenfalls 1906 erschienenen Taschenbuch mit dem Titel „Wir jungen Männer“ mit der Sexualität des Mannes vor der Ehe um, indem er das Problem des geschlechtlichen Lebens vor allem mit der „Ehre des Mannes in unserer Zeit“ verbindet.²³ Diese Mannesehre werde – so Wegener – durch drei Kräfte erworben: „Erstens die Kraft, mutig und tapfer zu sein, zweitens die Kraft zur Arbeit, drittens die Geschlechtskraft.“²⁴ In einem ausgreifenden Problempanorama bemüht er sich, dem jungen Leser alle Facetten jener zentralen männlichen Tugend, die er „Reinheit“ nennt, nahe zu bringen – dies nach dem Motto von Emile Zola: „Der Reine ist der Stärkste.“ Dass Wegener dabei ebenfalls Onanie, Prostitution und die Gefährdung durch Geschlechtskrankheiten abhandelt, liegt auf der Hand. Lange Passagen widmet auch er dem Laster der Onanie, die er allerdings nicht wie Kube und andere in „alten Traditionen“ stehende Ärzte mit „Verdummung, Verblödung, Demenz, Rückenmarkschwindsucht usw.“ in Verbindung bringt, sondern mit der durch die Onanie ständig gesteigerten Gefahr einer „krankhaften Reizbarkeit und Erregbarkeit der Nerven der Geschlechtsorgane sowie einer abnormen Nervenerregbarkeit des ganzen Nervensystems.“²⁵

²² Ebd., S. 49.

²³ Wegener, Hans: Wir jungen Männer. Das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe, Königstein/Leipzig 1906. Im Jahre 1917 erschien, nachdem über 160.000 Exemplare verkauft waren, eine zweite Auflage, nach der im Folgenden zitiert wird.

²⁴ Ebd., S. 16.

²⁵ Ebd., S. 155f.

Damit nicht aus geschwächten Knaben schwache Männer würden, lässt Wegener nun eine ganze Palette von Empfehlungen folgen, wie der junge Mann einerseits seine Triebe bändigen und andererseits den Verführungen entkommen könne. Auch hier spielen wie bei Kube diverse Rezepte eine Rolle, die mit kaltem Wasser, frischer Luft, Sonnenbaden (aber dabei „nur Freilichtturnen, nicht Sonnen-Schwitzbäder: Sie erregen!“), Wandern, Laufen, Spielen, Radfahren, besonders aber mit der richtigen Nahrung zu tun haben. Um nur eine Passage als Beispiel zu zitieren: „Keine scharf gesalzenen, gewürzten Speisen. Salz macht Durst. Es verführt zum Genuß geistiger Getränke, den Haupterregern der geschlechtlichen Gier. Und welchen Reiz scharfe Gewürze ausüben, geht daraus hervor, dass nervenschwache Männer oft schon Pollutionen bekommen, wenn sie Vanille-Schokolade trinken...“²⁶ Grundsätzlich sind es aber Selbstbeherrschung, Willenskraft, der „zum Kulturwillen gewordene Wille zur Reinheit“²⁷ und ähnliche hehren Tugenden, die der offenbar aus evangelischen Erzieherkreisen in Moers am Niederrhein stammende Wegener als Kernelemente eines „stillen Heldenlebens“ vorbildlicher junger Männer preist, denn: „Der Kampf (um ihre Reinheit, d.V.), den sie führen, reibt ihre Kräfte nicht auf, sondern steigert sie.“²⁸

Wie kamen all diese Debatten um Mannhaftigkeit, Freiheit und Wahrhaftigkeit, um männerbündische Männlichkeit, um männliche Fiebersümpfe und stilles männliches Heldenleben beim Kampf um Reinheit nach der Jahrhundertwende, die einleitend zunächst an Äußerungen Ludwig Gurlitts, dann an weiteren exemplarischen Äußerungen aus den Jahren um 1906 vorgeführt wurden – wie kamen diese Debatten bei den Betroffenen, d.h. vor allem beim männlichen Nachwuchs an? Hierzu soll abschließend über eine Kontroverse berichtet werden, die von einem Ereignis am 14. Juli 1909 im Melanchthon-Gymnasium in Nürnberg ausging.²⁹ An diesem Tage hielt der Abiturient Miesbach, wie es Tradition war, im Namen und Auftrag seiner Mitabiturienten bei der Abschiedsfeier vor Lehrern und Eltern, weiteren Gästen und seinen Mitschülern eine Rede, die einen Skandal auslösen sollte. Zwar orientierte er sich am herkömmli-

²⁶ Ebd., S. 162.

²⁷ Ebd., S. 208.

²⁸ Ebd., S. 165.

²⁹ S. zum Folgenden Reulecke, Jürgen: Für Freiheit und Wahrhaftigkeit. Eine Nürnberger Abiturientenrede aus dem Jahre 1909 und ihre Folgen, in: Baumgartner, Judith und Wedemeyer-Kolwe, Bernd (Hrsg.): Aufbrüche – Seitenpfade – Abwege. Suchbewegungen und Subkulturen im 20. Jahrhundert (= Festschrift für Ulrich Linse) Göttingen 2004, S. 31-38.

chen äußeren Schema einer solchen Rede: Beginn mit einem Zitat aus der humanistischen Bildungstradition, Hinweise auf die Bildungsgüter, die das Gymnasium den Abiturienten vermittelt hatte, und abschließende Dankbarkeitsfloskeln gegenüber den Lehrern und der Schule, verbunden mit dem Versprechen, sich in Zukunft der ihnen mit auf den Weg gegebenen hohen Bildungsgüter würdig erweisen zu wollen. Bevor allerdings Miesbach zu seiner Schlusspassage kommen konnte, brach der Direktor der Schule die Feier ab.

Möglicherweise hat die Nürnberger Festversammlung schon bei Miesbachs Eröffnungszitat³⁰ aufgehört, denn er hatte seine Rede mit der programmatischen Forderung des großen Aufklärers und Humanisten Gottfried Wilhelm Leibniz begonnen: „Überlasst mir die Erziehung, und ich will Europa in einem Jahrhundert umgestalten!“ Geschickt unterstellte der Redner zunächst, dass dieses Wort für die Lehrer Anlass zu höchster Befriedigung und zu Stolz sein müsse: Bestätige es ihnen doch, dass ihr Beruf, die Erziehungskunst, eine der wichtigsten und schwierigsten, aber zugleich hoffnungsfrohesten Aufgaben in der menschlichen Gesellschaft erfülle, nämlich immer wieder neu „der Menschheit ihre Jugend heran(zu)ziehen.“ Dann jedoch leitete Miesbach mit einem deutlichen „Aber“ zu in wohlgesetzten Worten formulierten Kritikpunkten über, die die Grundlage für seine Feststellung bilden sollten, dass die vorherrschende Art und Weise der Erziehung „mit der Zeit nicht fortgeschritten (sei), der Zeitgeist aber ... die Jugend für sich gewonnen (habe).“ Dieser Zeitgeist fordere die Ausbildung und Pflege von Individualität und Persönlichkeit, welche sich frei entfalten müssten, um frische Tatkraft im Dienste der Menschheit freizusetzen und in Zukunft keine einengende „Einseitigkeit des Rassen- und Kastengeistes“ mehr zuzulassen. Nur auf diesem Wege könne ein „Fortschritt in der Welt erzielt werden.“ Eine altersgemäße „allmähliche Heranziehung zum freiheitlichen Leben“ habe der Unterricht jedoch bisher nicht geleistet. Mit Blick auf die nun bevorstehende nächste Lebensphase lautete dementsprechend das Fazit aus der Sicht des Schülers: „Wir fühlen eben, dass wir von der Schule nicht den nötigen Halt für unsere neuen Lebenspfade erhalten haben.“ Zwar habe man „Vorstellungen und Begriffe“ erklärt bekommen, aber die Heranbildung des „Gefühlsmenschen“, der seine Affekte zu mildern, zu veredeln und zu harmonisieren verstehe, habe „man ziemlich vernachlässigt“. Die Macht des

³⁰ Die folgenden Ausführungen folgen dem Abdruck der Rede im Fränkischen Kurier Nr. 350, Freitagabend-Ausgabe vom 16.7.1909, S. 6. Der Verfasser dankt dem Stadtarchiv Nürnberg für die Beschaffung einer Kopie dieses Artikels.

Geistes bestehe jedoch in beidem: in der Klarheit der Begriffe *und* der der Affekte. Eher nur andeutend als konkrete Ereignisse beim Namen nennend fügte der Redner dann noch hinzu: „Vielmehr mussten wir es oft schwer empfinden, wenn das zarte Gemüt des Knaben ebenso wenig geschont wurde als das stark ausgeprägte Ehrgefühl des heranwachsenden Jünglings.“ Die Schule habe durch die „strengste und selbst die persönlichsten Verhältnisse des Schülers umfassende Disziplin die größte Einschränkung“ erzielt, aber die Richtung zur ethischen Vollkommenheit des freien Individuums, ohne die kein Staat seinen Hauptzweck erreichen könne, nicht gezeigt. Zwar unterstellt Miesbach seinen Lehrern, sie hätten mit jener durchgreifenden Disziplinierung „unser junges Leben vor Ausschreitungen“ bewahren wollen, aber die neuen Strömungen der Zeit zeigten klar, dass für die Bewältigung der Zukunftsaufgaben eine freierlichere Menschenbildung notwendig sei und dass dagegen eine Erziehung durch Erzeugung von Angst vor Strafe nur Feigheit und Unwahrhaftigkeit erzeuge. Bisher sei es – so bekannte der Redner – für ihn und seine Mitschüler oft unumgänglich gewesen, die Wahrheit fallen zu lassen, nur um sich etwas freier entwickeln zu können. Jetzt aber nach Beendigung der Schulzeit besäßen sie eine beträchtliche Portion Freiheit und damit zugleich die Möglichkeit, für die Wahrheit einzutreten: „Denn nur das Eintreten für die Wahrheit ist der sicherste Weg zum Siege der Jugend.“ Ausdrücklich bedankte sich Miesbach zwar bei den Lehrern für deren Anstöße zur Entwicklung der Denkkraft und der Fähigkeit zum logischen Denken, wünschte sich aber zugleich die Kraft, das, was er und seine Mitschüler in der Schulzeit vermisst hätten, für die zukünftige Jugend erkämpfen zu können, und er wollte dann seine Rede mit dem folgenden Satz voller pathetischem Fortschrittsoptimismus abschließen: „Frei wollen wir sein als freie Menschen und als Menschen der Menschheit unsere Kräfte leihen!“ Doch zu diesem Schlusspunkt kam es dann nicht.

An welcher Stelle der Direktor den Redner unterbrach, ist leider nicht mehr festzustellen. In einer nachträglichen gemeinsamen Erklärung der Schüler im „Fränkischen Kurier“ hieß es einlenkend, man habe sich zwar in der Tragweite der von der Majorität der Mitabiturienten gebilligten Rede getäuscht, doch wolle man ausdrücklich betonen, „dass die Rede sicherlich anders beurteilt worden wäre, wenn man den Redner nicht verhindert hätte, zu Ende zu sprechen.“³¹ Aber auch hier legten sie Wert auf die Feststellung, dass es „verschiedene unangenehme Erfahrungen“ und

³¹ Ebd.

auch Kränkungen gewesen seien, die sie veranlasst hätten, auf die Abschiedsrede des Direktors, des Herrn Kgl. Oberstudienrats Dr. Thielmann, in dieser deutlichen Weise zu reagieren.

Überregionale Bedeutung erhielt diese Nürnberger Episode dadurch, dass man sich auch andernorts durch die Rede Miesbachs zu Stellungnahmen herausfordert fühlte, nachdem verschiedene Zeitungen z.B. in Berlin und Leipzig darüber berichtet hatten. Ein Beleg soll hier angeführt werden, der zeigt, wie deutlich sich inzwischen die Fronten in den Auseinandersetzungen über die Zukunft des Gymnasiums abzeichneten und wie unterschiedlich das Verhältnis zwischen der wilhelminischen Lehrer- generation und dem bildungsbürgerlichen Nachwuchs gesehen wurde.

Offenbar sofort nach den Presseberichten über die Rede Miesbachs hat die Schriftleiterin der gerade auf den Markt gekommenen „Zeitschrift für Jugendwohlfahrt“, Dr. Frieda Duensing (1864–1921), den renommierten Berliner Pädagogikprofessor Wilhelm Münch (1843–1912) gebeten, der Zeitschrift eine Stellungnahme zukommen zu lassen.³² Diese neue Zeitschrift, herausgegeben von dem Berliner Regierungsrat im Innenministerium Dr. Heinrich Lindenau (1872-1942) im Auftrage der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, wollte ein Forum für die Diskussion aller auf die Jugend bezogenen Reformbestrebungen sein; das Themenspektrum reichte von der Fürsorgererziehung, dem Jugendstrafrecht, dem Jugendsport, der Hygiene und Ernährung der Jugend bis hin zur Situation in den Schulen und zur Lehrerausbildung.³³ Bereits in ihrem Septemberheft 1909 druckte die Zeitschrift eine kurze, aber deutliche Antwort Münchs ab, nachdem ihm Frieda Duensing einen Artikel aus dem Berliner Tageblatt mit dem Redetext Miesbachs zugesandt hatte.³⁴ Sein Urteil fiel klar aus: Weder spreche hier freche Opposition, noch fehle es dem Schüler an Respekt: Das offene Aussprechen der Empfindungen und Gedanken der Abiturienten sei „doch etwas Besseres als demütig-ehrerbietige Phrasen bei tatsächlich ganz andersartiger Gesinnung“, und die in der Rede angesprochenen Gesichtspunkte seien ungefähr dieselben, die „auch von den denkenden Pädagogen der Gegenwart“ als „die wirklichen Zukunftsaufgaben der höheren Schulerziehung angesehen“ würden. Man könne allerdings

³² Zeitschrift für Jugendwohlfahrt, 1. Jg. (1909), S. 385f.

³³ So finden sich z.B. Beiträge darin mit Titeln wie „Die Jugend als politischer Gegenstand“, S. 64-70, „Wiederannäherung der Jugend an die Natur“, S. 119-124, „Jugend und Politik“, S. 145-156, und „Das höhere Schulwesen im Jahre 1908“, S. 216-227.

³⁴ S. Anm. 32; hierher stammen auch die folgenden Zitate.

kein allgemeines Urteil über die tatsächliche Beschaffenheit des höheren Schulwesens fällen, da von Schule zu Schule die Verhältnisse „trotz aller gleichartigen Normierung“ unterschiedlich seien, aber er wisse, dass es noch viele Schulen gebe, „deren Lehrerkollegien einen sehr engen Gesichtskreis verraten.“ Dort überwögen dann bei weitem die philologischen Interessen, während die psychologischen kaum oder gar nicht beachtet würden. Feste Normen mit dem Ziel der Unterwerfung verhinderten jede Art von „wärmerem Rapport zwischen Lehrern und Schülern“, so dass sich kein freundliches und wahrhaftiges Zusammenleben entwickeln könne. Zwar will Münch über das Nürnberger Alte Gymnasium und über das konkrete Vorkommnis kein Urteil abgeben, doch schreibt er immerhin: „Dass man den jungen Redner unterbrach und nicht zuende sprechen ließ, will mir eigentlich als *kein* günstiges Zeugnis erscheinen.“ Schöner hätte er es gefunden, wenn der Direktor „ruhig, mit einer überlegenen, vielleicht auch ein wenig humoristischen Erwiderung die Sache abgeschlossen hätte.“ Der 66jährige Münch unterstützte dabei durchaus nicht krass umstürzlerische Erziehungspläne und setzte mehr auf eine „stille Fort- und Umbildung“ des Schulwesens durch engagierte Lehrer, die an manchen „besseren Schulen“ bereits aktiv seien. Auch hielt er die von Miesbach in den Mittelpunkt gestellte „Gefühlsbildung“ keineswegs für das erste Ziel der Schule, sondern wollte stattdessen in differenzierter Weise über den aktuellen Sinn des Begriffs „Bildung für das Leben“ debattieren. Seinen Optimismus über die angesichts der anregenden neuen Strömungen in der jüngeren Lehrerschaft in Gang gekommenen Entwicklungen und sein pädagogisches Credo hatte Münch kurze Zeit vorher in einem Buch mit dem Titel „Menschenart und Jugendbildung“ folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

„Schon ist auch weit mehr Frische im *höheren* (und niederen?) *Lehrerstand* vorhanden, als sie manche Jahrzehnte hindurch gefunden zu werden pflegte, mehr Gefühl für die Natur der Jugend, mehr Unbefangenheit, mehr Sinn für die berechnete Freiheit neben der notwendigen Zucht, weniger frühe Greisenhaftigkeit, weniger grämliches Missgönnen, weniger Beschränkung auf das Fordern und Richten, mehr Bemühen um das Verständnis der einzelnen werdenden Persönlichkeit.“³⁵

Fast könnte man annehmen, dass die Nürnberger Abiturienten diese Passage zur Vorbereitung auf die Rede vom 14. Juli 1909 herangezogen hät-

³⁵ Zit. nach Gurlitt, Erziehung zur Mannhaftigkeit. S. 209f.

ten! Aber Gedanken wie diese kursierten bereits seit einigen Jahren in den schulreformerischen Kreisen des Kaiserreichs, und es ist anzunehmen, dass aufgeschlossene Schüler durchaus die entsprechende Argumentation kennen gelernt hatten. Damit schließt sich der Kreis, denn mit am vehementesten hatte solche Gedanken jener Ludwig Gurlitt vertreten, mit dessen Lachen über die Affäre von Köpenick der vorliegende Beitrag begonnen hat. Es bahnte sich immer stärker im Kaiserreich etwas an, was mit dem Begriff „Gebildetenrevolte“ gekennzeichnet worden ist:³⁶ eine sich immer lautstärker zu Wort meldende Bewegung von gesellschaftskritischen Persönlichkeiten, die den autoritären, entmündigenden Erziehungsstil vor allem in den Gymnasien anprangerten, der – so hat es Wilhelm Flitner aus eigener Erfahrung beschrieben³⁷ – mit dem rigiden „Geist eines autoritär regierten Beamtenstaates“ eine enge Verbindung eingegangen war. An einigen Beispielen aus den Jahren um 1906 zu zeigen, wie dabei nicht zuletzt auch das traditionelle Männerbild und die Vorstellungen von Männlichkeit auf den Prüfstand gestellt wurden – mit weit in die Zukunft wirkenden Folgen – , war das Ziel des vorliegenden Beitrags.

³⁶ S. dazu Linse, Ulrich: Hochschulrevolution. Zur Ideologie und Praxis sozialistischer Studentengruppen während der deutschen Revolutionszeit 1918/19, in: Archiv für Sozialgeschichte XIV (1974), S. 1-114.

³⁷ Zit. nach Herrmann, Ulrich: Die Jugendkulturbewegung. Der Kampf um die höhere Schule, in: Koebner, Thomas/Janz, Rolf-Peter/Trommler, Frank (Hrsg.): „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend, Frankfurt/Main 1985, S. 226.